

Vom Baselbieter Bauernhaus

Autor(en): **Arnold, Willi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **6 (1944)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

6. Jahrgang

1944

4. Heft

Vom Baselbieter Bauernhaus.

Von Willi Arnold.

Ueber das Baselbieter Bauernhaus wurde bis heute nur wenig geschrieben, trotzdem es ein ganz eigenartiges Bauwerk ist. Fast überall zeigen sich der gleiche Aufbau und nur kleine Verschiedenheiten im Grundriss. Die Dorfbilder sind darum ruhig und würdig. Die im ganzen Kanton gleichbleibende Hausform ergibt sich aus der durchgehend gleichen Wirtschaftsform und aus den einheitlich verwendeten Baumaterialien. Der Kanton Baselland ist ein reiches Wirtschaftsgebiet. Im ganzen untern Baselbiet und auf den weichen Hügeln des obern Kantonsteils wird Getreide- und Grasbau getrieben; gegen Südwesten zu und sonst an sonnigen Hängen wird ein wenig Wein gepflanzt; überall trifft man viel Obstbau. In den Dörfern des Oberbaselbiets wurde und wird noch heute Heimarbeit verrichtet. An Webstühlen werden Bündel gemacht für die Basler Fabriken. In früherer Zeit führten die Botenwagen die Spulen und was es sonst noch brauchte über Liestal in die verschiedenen Dörfer. In der Nacht fuhren die Wagen vier- oder sechsspännig, die Pferde mit Glöckli behängt, auf den Landstrassen. Es war eine romantische Zeit. Im Engel in Liestal wurde angehalten, ausgespannt und weitere Güter aufgeladen. Die Boten mussten sich immer an bestimmte Zeiten halten, um ja zur rechten Zeit wieder in Basel zu sein. Die Fuhrleute hatten immer allerhand zu erzählen. Die brachten Kunde aus der Stadt und von unterwegs. Einige Sagen aus dieser Zeit haben sich bis heute erhalten und wurden gerne im Winter, in der Nähe der Kunst in der grossen Stube, bei einem heimeligen Rapslichtli erzählt.

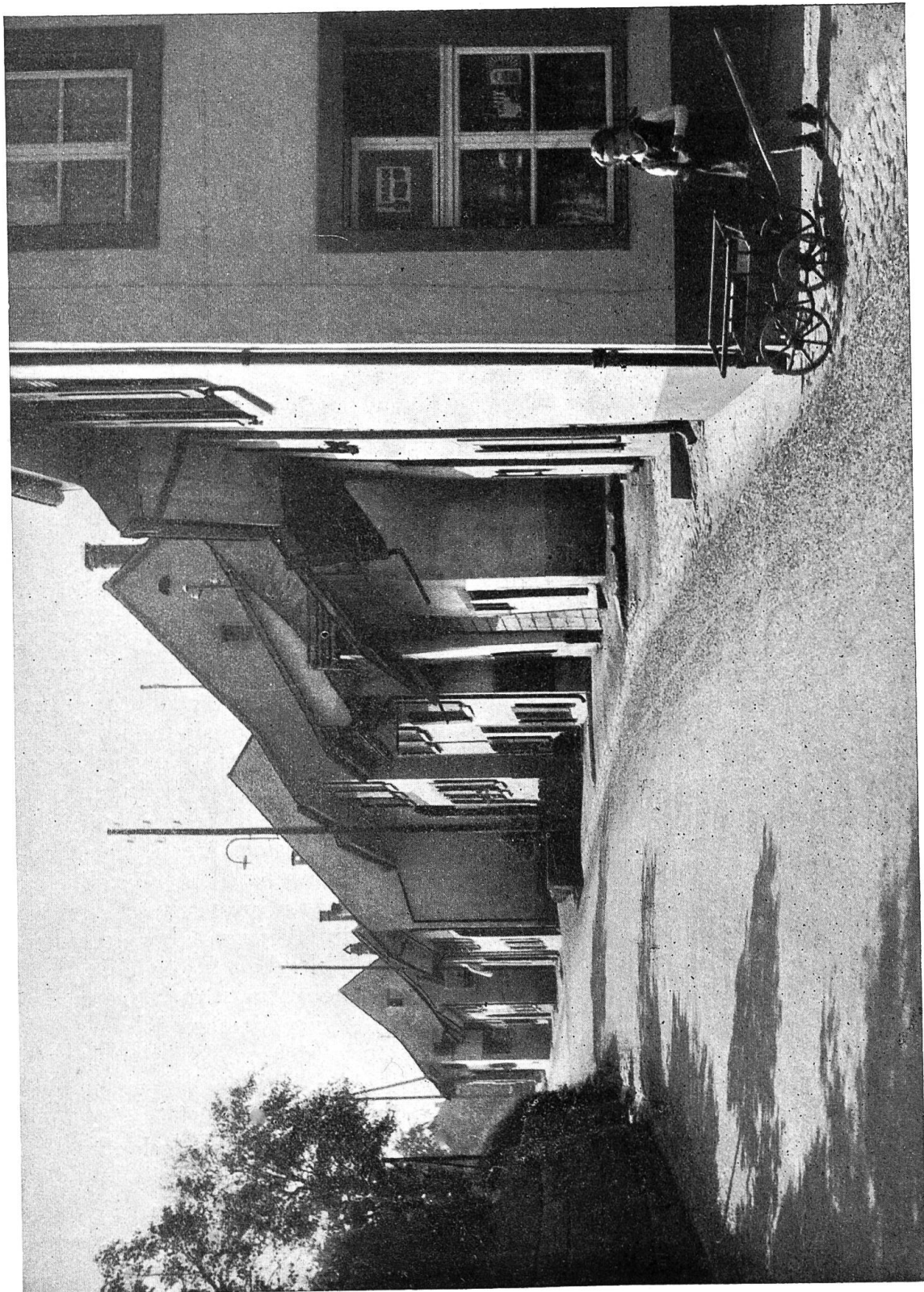
Meist finden wir beim Bauernhaus im Erdgeschoss eine grosse Stube, die Küche (Wohnküche) und einen Keller. Die Schlafkammern liegen über diesen Räumen in einem oberen Geschoss. Fast im ganzen Kanton sind die Grundanlagen dieselben, eine Dreiteilung in Wohnteil, Tenn und Stall. Der Wohnteil greift selten über das Tenn hinaus. Selbst Knechtekammern liegen im eigentlichen Wohnteil und nicht über dem Stall oder Tenn; oft ist dem Wohnteil noch ein Schopf angebaut. Kleine Unterschiede können von Ort zu Ort oder Haus zu Haus auftreten, so, dass hie und da der Stall direkt neben dem Wohnteil liegt. In diesem Falle ist aber immer ein Gang dazwischen gelegt, welcher von der Vorder- bis zur Rückseite führt. Somit besteht nicht eine direkte Verbindung zwischen Wohnteil und Stall. Es gibt auch Häuser, bei welchen neben den Wohnräumen das Tenn liegt, das dann

Eingang und Geruchfang zugleich ist. Das Tenn hatte früher noch eine weitere Zweckbestimmung, es wurde nämlich darin gedroschen. Der Tennboden musste dazu eine besondere Beschaffenheit aufweisen.

Im Wohnteil selbst trifft man bisweilen Unterschiede in der Grundrissdisposition. Gewöhnlich an der Südwestecke liegt die grosse Stube und in der Mitte die Küche. Diese ist der Ort, wo die Familie isst und allerhand Arbeiten verrichtet. Manchmal führt die Treppe zu den Schlafkammern von der Küche nach oben. Die Stube selbst wird nur an Winterabenden als Wohnraum benützt. Dort befindet sich die gemütliche Kunst. Die Aussenwände enthalten viel Fenster. Hinter der Küche liegt nicht selten das Elternschlafzimmer. Bei andern Häusern findet man wiederum an dieser Stelle den Keller. Wo viel Obstbau getrieben wird, liegt derselbe jedoch in der Erde, in einem eigentlichen Kellergeschoss. Diese Keller sind mit Bruchsteinen überwölbt. Der Zugang führt von aussen her, über einen Kellerschacht zu einem rundbogigen Türchen. In diesem Raume wird das Obst überwintert.

Wir verstehen leicht, dass in einem Kanton mit nur einer Wirtschaftsform bloss ein Haustyp vorhanden ist. Wie bereits früher gesagt, wird eigentlich im ganzen Kanton in jedem Bauernhof Milchwirtschaft und Getreidebau getrieben. Die erwähnten Verschiedenheiten, z. B. zwischen Tenn als Zugang und besonderem Hausgang ist vielmehr eine Komfortangelegenheit. Das Haus ist von erstaunlich guten Verhältnissen der Längen- und Seitenmasse, sowie in der Anordnung der Fenster. Die Einzelheiten zeigen oft künstlerische Behandlung. Die Hauswände sind in hellem Putzton gehalten, selten findet man farbige Anstriche. Es gab eine Zeit, wo der Besitzer selbst den Wert des elterlichen Hauses nicht mehr zu schätzen wusste. Geschäftige Baumeister halfen mit, vieles zu verderben. Ganze Dorfteile wurden verwüstet. Besonders in der jetzigen Zeit werden überall Aus- und Anbauten projektiert. Wo die Bewohner selbst sich des Wertes des eigenen Besitzes nicht bewusst sind, ist schwer einzugreifen. Die zuständige Behörde zeigt hier viel Verständnis, und man versucht immer wieder, den Landleuten begreiflich zu machen, dass hier prächtige Leistungen unserer Alvordern vorliegen, die es verstanden, die Wohnstätten des einfachen Mannes so zu gestalten, dass sie durch das Wechselspiel mit der Landschaft, in die sie gestellt sind, besondere Wirkung bekommen.

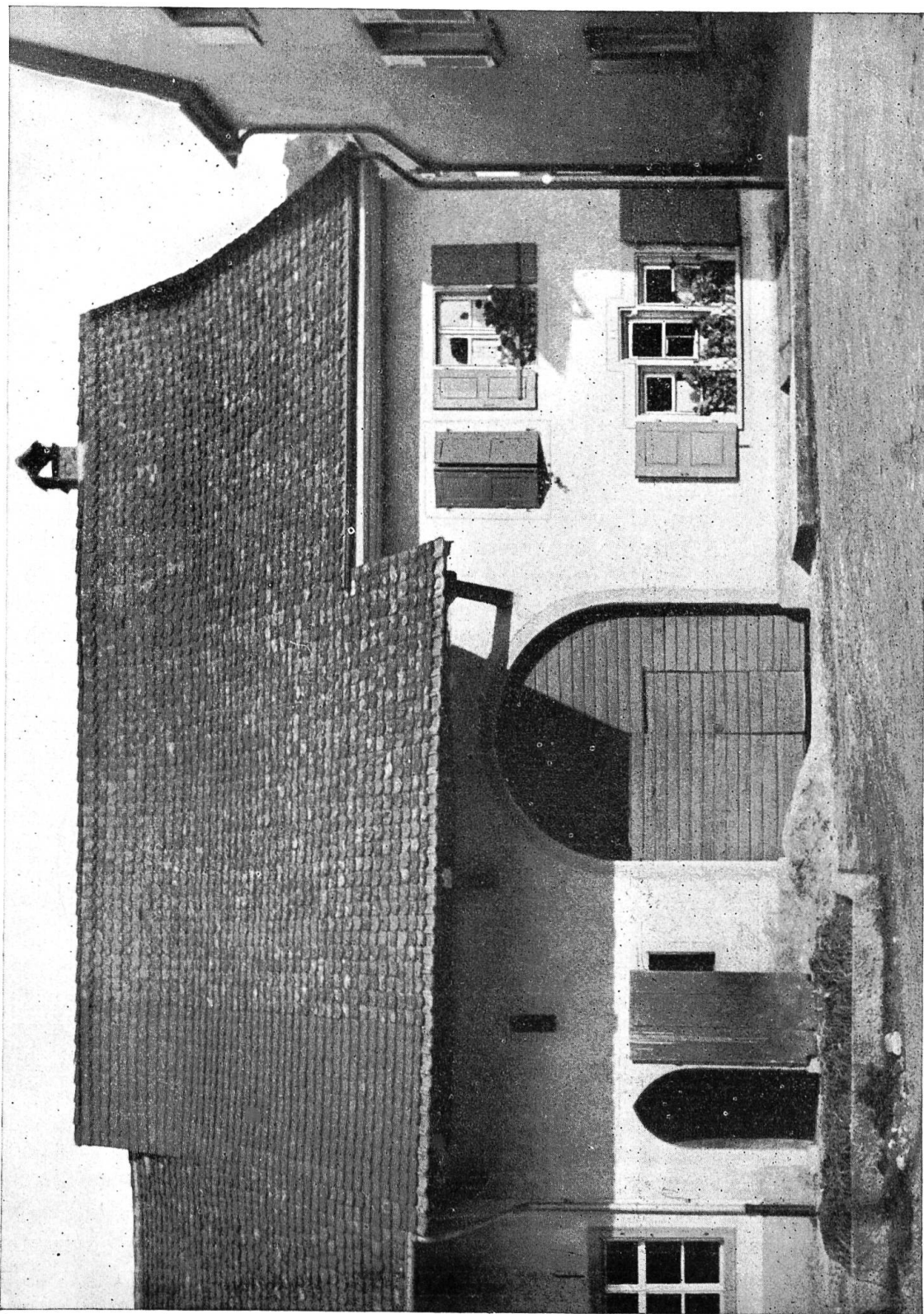
Ebenso wohl abgemessen und ausgedacht wie das Haus ist das Baselbieter Dorf. Oft ist es ein Strassendorf, besonders in den engen Tälern; auf den Hügeln finden wir das Haufendorf. Wohl geordnet stehen die Häuser zu einander, die Traufseiten längs der Strasse oder auch gegeneinander versetzt, so dass, wie etwa in Bubendorf und Ziefen, die Giebelfassaden besonders in Erscheinung treten und eigenartige Ueberschneidungen bilden. Das Dorfbild ist ruhig und würdig. Man fragt sich, was alles dazu beigetragen habe, dass die Dörfer so schön wirken. Wurde nach künstlerischem Plan innert kurzer Zeitspanne das ganze Dorf erbaut? Man glaube ja nicht, dass die schönen Dorfbilder von selbst entstanden sind. Sie waren durchaus bedacht und wohl erwogen. Das Hausbauen war nicht nur eine Sache des Bauherrn. Es ist vielmehr anzunehmen, dass das ganze Dorf beim Hausbau mitgeholfen hat. Die Gemeinde gab Holz und Steine, Freunde und Verwandte



Muttenz, die gestaffelte Gempengasse.

stellten Ross und Wagen zur Verfügung. Diese Hilfe allein zeigt schon, welchen Anteil man an dem neuen Gebäude nahm. Ein gewisses Mitspracherecht ergab sich daraus. Auf alle Fälle erwartet man, dass gebaut werde, «wie's Bruuch isch», und dass ein schlichter, stattlicher und solider Bau entstehe.

Im Aufbau des Dorfes zeigen sich folgende Merkmale: Im Strassendorf werden die Häuser manchmal zu zweit oder dritt, oft in ganzen Reihen zusammengebaut. Jedes Haus hat sein steiles Dach mit der «Würgi». Die Traufseiten stehen parallel zur Strasse, die Giebel gehen gegen die Nachbarhäuser. Die Dächer sind ohne Auf- und Ausbauten und erscheinen ruhig. Die Eindeckung besteht aus Nasenziegeln. Der Dachüberstand misst meist mehr als einen Meter. Der Dachhimmel ist aus breiten Brettern gebildet, oder es sind einfach die Sparren sichtbar gelassen. Der freigestellte Giebel hat markantes Aussehen; die Spitzform des Daches, die flachere «Legi» und die grosse, nur kleine Fenster enthaltende Mauerfläche ergeben eine eigenartige Wirkung. Oft entdeckt man im obersten Dachdreieck eine aus Formsteinen gebildete Radform, die fast wie ein symbolisches Zeichen erscheint. Sie dient sicherlich zur Lüftung des Dachraumes. Noch etwas anderes findet man hier und da im Giebel, nämlich den Auslauf des Schüttsteins, eine im Winter oft Verdruss bereitende Einrichtung. Der Schüttstein steht immer unter einem Giebelfenster mit erhöhter Brüstung. Er ist aus einem Stück Naturstein gehauen und reicht mit dem Auslaufteil durch die Mauer hindurch. Auf der Aussenseite der Mauer ist ein Loch im Boden, in welches ein Ablaufrohr gesteckt ist. Früher hat man offensichtlich die Abwasser einfach über die Hofstatt rinnen lassen. Die besonderen Merkmale des Giebels sehen wir darin, dass das Dach an dieser Stelle nicht übersteht, bloss die Ziegel überragen die Putzfläche um etwa zwei Zentimeter. Manchmal sind sie bündig oder liegen sogar zurück. Bei älteren Häusern sind die grösseren Fenster meist dreiteilig, in gotischer Anordnung das mittlere überhöht. Sie befinden sich in den Traufseiten und erhellen die Stube. Bei jüngeren Häusern liegen sie in Reihen, teilweise mit gewölbten und gefasten Fensterstürzen. Die Fenstereinfassungen sind überall aus Natursteinen hergestellt. Fast überall sind eine sehr feine Sprossenteilung und massstäblich fein gearbeitete Fenster anzutreffen. Nirgends finden wir Schematismus im Aufbau, aber trotzdem Ordnung. Die gleichen Grundformen, die überall gleichen Materialien und die einheitliche Dachneigung ergeben die Ausgeglichenheit, auch wenn das Dorf ein Haufendorf ist, wo nicht alle Häuser einer Strasse folgen, sondern unwillkürlich, scheinbar beliebig im Gelände stehen. Recht malerisch wirkt ein solches Dorf. Was ist es, das den Reiz des Malerischen ausmacht? Es spricht hier offenbar der Reiz der Ueberschneidungen mit. Die einzelnen Häuser stehen nicht schnurgerade da, die Kirche liegt etwas erhöht, oder sie springt aus der Strassenlinie vor. Nirgends finden wir Starrheit in der Form, indem da und dort die Mauern bröckeln und Risse entstehen. Die First hat sich in der Mitte eingesenkt, an den Mauern setzen sich Gewächse an, und wenn nun die Ränder unruhig werden und die geometrischen Linien verschwinden, können die Bauten mit den freibewegten Linien der Natur, den Bäumen und Hügeln, eine Bindung zu einem malerischen Ganzen eingehen.



Muttenz, gotisches Bauernhaus an der Hauptstrasse.

Ein sehr typisches Haufendorf ist Therwil, das sich besonders auch durch die Konstruktion, ja selbst durch die verschiedene Grundanlage, von den andern Baselbieterdörfern unterscheidet. Vielmehr Verwandtschaft mit nahen elsässischen Haustypen zeigt sich hier. Die jeweils zur Verfügung stehenden Materialien geben dem Haus ein besonderes Gepräge. In Therwil oder in Allschwil hatte man keine Steinbrüche, jedoch Holz und Lehm. So wurden die Häuser aus eichenem Riegelwerk, welches mit Ruten und Lehm ausgefacht ist, erstellt. Die Fundamentmauern sind aus Findlingen und Rollsteinen der Flüsse aufgeführt. Im oberen Baselbiet und schon im Birstal, wo Steinbrüche vorhanden sind, können mit den durch ihre Form zufällig brauchbaren Steinen Mauern errichtet werden meist im Durchmesser von 60 Zentimeter bis 1 Meter. Als Bindemittel wurde ein gesumpfter Kalk verwendet. Noch früher hat man vielleicht auch trocken gemauert und nur die Fugen mit Lehm und kleinen Steinen ausgefüllt. Ausser den Fenstereinfassungen kamen behauene Steine für die Bauernhäuser nicht in Frage.

Welche Gefahren drohen dem Baselbieter Bauernhaus? Gerade die jetzige Zeit bringt deren viele mit sich. Die Bauersleute verdienen wieder mehr. Infolge des gesicherten Absatzes und der gesteigerten Preise ist die finanzielle Lage eine bessere geworden. Sie bekommen Lust zu modernisieren und zu erweitern. Man sieht vor, die Küche nach städtischem Muster herzurichten; Wandplättli, Holzzementböden und Boiler müssen hinein. Das gut proportionierte Giebelfenster muss vergrößert werden, damit die Küche heller wird. Im Dachstock soll eine Schlafkammer eingerichtet werden, die möglichst wenig Dachschräge aufweist; man macht übergrosse Dachausbauten, gewaltsam wird das Dach zerstört. Ein anderer hebt gerade den ganzen Dachstuhl; dabei muss die alte Dachform verschwinden; es darf ja keine «Würgi» mehr haben. Die Neigung des Daches wird ausgeglichen, und vielleicht werden sogar noch andere Ziegel verwendet. Die Landleute wettern immer über das Dach mit der «Würgi» und schieben alle Schuld diesem Teil zu, wenn das Dach Wasser durchlässt. Es liegt sicherlich etwas daran; die einfache Nasenziegeldeckung darf nicht zu flach sein. Die untere Legi wird nach wenigen Jahren mehr defekte Stellen aufweisen als der obere, steile Teil. Nun konnten wir aber schon manchmal feststellen, dass die Ursache anderswo zu suchen ist. Früher hatten die Zimmerleute meist die Sparren zu weit auseinander gelegt und dafür zu schwaches baumkantiges Holz verwendet. Die Holzverbindungen sind manchmal unsorgfältig ausgeführt worden. So kam es, dass sich die Dachflächen einschlugen und daraus undichte Stellen entstanden. Das hat schon manchen Bauern bewogen, sein Dach zu verändern, zum Nachteil der Einheitlichkeit und Ruhe des Dorfbildes. Man muss solche Dächer oft als brutale Störung empfinden. Bei sorgfältiger Holzauswahl, guter Konstruktion und unter Berücksichtigung der statischen Verhältnisse liesse sich aber auch die alte Dachform ausführen, ohne Gefahr zu laufen, bald wieder Reparaturen zu haben. Die alte Dachform darf in unsern Dörfern nicht verschwinden, sonst geht eine charakteristische Grundform verloren; die Häuser verlieren ihren Charakter. Ein schlimmes Kapitel sind die Dachaufbauten und die Farbanstriche der Fassaden. Durch den gegenwärtigen Mangel an Baustoffen muss in vielen Fällen mit der Erstellung von neuen Wohnungen zurückgehalten werden; es

zeigt sich jetzt schon in vielen Dörfern eigentliche Wohnungsnot. Das führt dazu, dass mehr und mehr alte Gebäude ausgebaut werden müssen. Man baut im Dachstock einzelne Zimmer, ja ganze Wohnungen ein. Die neuen Zimmer dürfen dann keine Dachschräge aufweisen, denn sonst würden die neuen, modischen Möbel gar nicht zur Geltung kommen. Es müssen darum Dachausbauten auf die ganze Breite des Zimmers erstellt werden. Wenn es dann dem Projektierenden an jeglichem Gefühl fehlt, so entstehen die hässlichen Dachverschandelungen.

Wie kann nun der weitem Beeinträchtigung erhaltenswerten Kulturgutes entgegengewirkt werden? Es ist naheliegend, dass vor allem diejenigen Kreise gewonnen werden müssen, die sich täglich mit Bauaufgaben in unsern Dörfern befassen. Das sind die Bauhandwerker, die Baubehörden und die Gemeindebehörden.

In früheren Zeiten achtete der Handwerker darauf, dass auch das kleinste Werk nicht nur seinem Zwecke recht und schlecht diene, sondern dass es auch schön war. Dies war gute Tradition, die von tüchtigen Handwerksmeistern gewahrt wurde.

Heute liegen die Verhältnisse anders; auf Schönheit wird wenig geachtet. Gutes wird nur zu erreichen sein, wenn bei den Handwerkern der Sinn für Schönheit geweckt wird. Auf diesem Wege liesse sich offenbar mehr erzielen als auf dem Vorschriftenwege.

Die Baubehörde wird wohl das Baugesuchverfahren erweitern müssen, indem sie mehr als bisher die Baugesuche auch hinsichtlich der äussern Gestaltung und Einpassung überprüft und, wenn nötig, beratend auf Verbesserungsmöglichkeiten hinweist. Eine Bauaufgabe ist dann als erfüllt zu betrachten, wenn nicht nur das einzelne Bauwerk nach den Regeln der Baukunst gestaltet ist, sondern wenn es sich in die Umgebung einpasst und auf das ganze abgestimmt ist. Jede Landschaft, jedes Dorf verdient Schutz. Wir müssen uns dazu verpflichtet fühlen.

Schauenburg.

Von Otto Gass.

Wer heute auf einem Spaziergang in Liestals Umgebung Schauenburg zustrebt, denkt wohl in erster Linie an das altbekannte, zuhinterst im idyllischen Röserntal gelegene «Bad Schauenburg» am Fusse der trotzigen Schauenburgerfluh, um sich dort in der Stille einer waldumkränzten Abgeschiedenheit gütlich zu tun. Der Burgenfreund aber wird seine Schritte weiter lenken zur nördlich des Bades liegenden Burgstelle, wo ihn die Ueberreste des «Schauenburgerschlösschens» auf aussichtsreicher Höhe daran erinnern, dass der Name «Schauenburg» nicht nur mit kulinarischen Genüssen verknüpft ist, sondern auch dem an der geschichtlichen Vergangenheit interessierten Wanderer etwas zu sagen hat. Ihm sollen diese Zeilen denn auch gewidmet sein.

Es kann sich im enggezogenen Rahmen dieses Artikels natürlich nicht darum handeln, mit allen Einzelheiten einer Schlossgeschichte aufzuwarten.